

PETER STOHLER IM GESPRÄCH MIT HILDEGARD SPIELHOFER

PS: Hat der un-private, halb öffentliche Charakter des Roentgenraums dich bei «Durch die Nacht schwirrend» beeinflusst?

HS: Ich würde in dieser Situation niemals in den Raum und seine Struktur eingreifen. Es wäre ein Eingriff in deinen Tagesablauf. Du öffnest deinen privaten Lebensraum. Das fordert von mir im Gegenzug eine Platzierung und Konzipierung meiner Arbeit, die dich nicht einschränkt. Es ist eine Herausforderung, eine Arbeit zu schaffen, in welcher ich meine Ideen nicht verrate, mich nicht anpasse, gleichzeitig aber auch das Vorhandene als Grundsituation annehme.

Mich fasziniert beim Roentgenraum der Ausblick auf die Zuggeleise einerseits, andererseits der direkte Blickkontakt von Wohnraum zu Wohnraum innerhalb des Quartiers. Ich hatte in dieser Wohnung das Gefühl, ausgestellt zu sein. Jeder kann in die Intimsphäre der Nachbarn eindringen, ohne dass diese es wirklich bemerken. Gleichzeitig strahlt die Siedlung etwas Anonymes aus. In dieser Siedlung läuft ein endloser Film, der beachtet werden kann oder nicht.

So kam ich auf den Gedanken, eine Arbeit zu schaffen, die von den Zuggeleisen und deinen Nachbarn, ausserhalb des bespielten Ausstellungs- beziehungsweise Wohnraumes zur Nachtzeit als abstraktes, bewegtes Bild betrachtet werden kann. Das Fenster sollte wie eine Membran zugleich dicht und durchlässig sein.

PS: Deine Videoinstallation im Roentgenraum basiert nicht auf Narration...

HS: Ich finde es spannend narrative Arbeiten von anderen Künstlerinnen und Künstlern anzuschauen, arbeite aber selbst nicht in dieser Weise. In der Vorbereitung zum Roentgenraum-Projekt stiess ich in meinem Archiv auf Videoaufnahmen von Blutkörperchen. Das Pulsieren und Erstarren der Blutkörperchen bildet eine Parallele zum regen Pulsieren der Bewohner des Quartiers.

Für «Durch die Nacht schwirrend» beobachtete ich die Verdickung des Blutes einen Tag lang und nahm alle Stunden jeweils eine 9 Minuten lange Sequenz auf. Die Einstellungen habe ich hart geschnitten. Es entstand ein 54 Minuten dauernder Film, bei welchem die einzelnen Erstarrungsstadien erkennbar sind.

PS: Handelt es sich um dein eigenes Blut?

HS: Ja. Die Suche nach mir selbst, nach meiner inneren Welt ist ein zentraler Gegenstand meiner Kunst. Ich bin mein Untersuchungsobjekt. In der Vorbereitung zur dieser Arbeit habe ich allerdings auch mit dem Blut anderer Leute experimentiert. Hinsichtlich optischer Aspekte, wäre die Verwendung von fremdem Blut interessanter gewesen. Es gab Blutbilder, die weitaus bewegter waren als das meine. Um eine stärkere Verfremdung zu erreichen und den Vorgang der Verwandlung hervorzuheben, habe ich die Blutaufnahme eingefärbt. Indem wir die Bilder des Mikroskops betrachten, geben wir uns ohnehin nur der Illusion, reales Leben zu sehen, hin. Wir betrachten tatsächlich aber nur Aufnahmen von eigentlichem Ruinenfeldern. Das Material ist durch das Zusammenquetschen zwischen die Glasplättchen bereits in seiner Struktur verändert. Wir geben uns dieser Illusion hin, tauchen in das projizierte Bild ein, lassen uns einlullen.

PS: Wie verhält sich die Installation im Roentgenraum zu deinem übrigen Schaffen?

HS: In meinem Schaffen steht die Frage nach der Identität, das Hinterfragen meines eigenen (Da)-Seins als Künstlerin im Mittelpunkt, das Thema, welches mich an der Arbeit interessiert, bleibt somit stets in etwa gleich. Ich versuche, diesen Kernpunkt einzukreisen, ihn von allen Seiten anzugehen: Dabei beschäftige ich mich mit den Möglichkeiten der Wahrnehmung, im Speziellen mit der Wahrnehmung der

Zeit, der Frage, ob sich das Analoge der Zeit durchbrechen lässt. Meiner Ansicht nach ist es mit den Mitteln der Kunst möglich, die Zeit als Qualität, nicht als Quantität wahrzunehmen. «Durch die Nacht schwirrend» unterscheidet sich jedoch bezüglich der Arbeit mit dem Schnitt von meinen übrigen Arbeiten. Jeder Schnitt ist hart, hält präzise den Moment des Einstiegs in einen neuen in Realgeschwindigkeit laufenden Bewegungsabschnitt fest. Beim andauernden Beobachten des Präparats sind zeitweilig kaum Veränderungen ersichtlich. Die Unterschiede manifestieren sich erst nach dem Schneiden. Anfangs flitzen die Blutkörperchen nur so durch den Raum. Mit der Zeit werden die Bewegungen weniger und insgesamt träger. Phasenweise fegen immer wieder Bewegungsschübe wie ein Windzug über die Fläche. Letztlich verbleibt über eine lange Zeitspanne hinweg ein nur geringfügiges Zittern. Diese Phase empfand ich während der Aufnahmen als beängstigend. Sie erweist sich im Werk als spannungsvoll. «Durch die Nacht schwirrend» zwingt zum Aushalten und Anhalten. Die Langsamkeit quasi als Gegensatz zum heutigen Zwang zur Geschwindigkeit. Künstler müssen das Entstehen ihres Werkes auch aushalten können.

in «Kunst im Un-Privaten», Hrsg. Peter Stohler, Carole Klopstein, Daniel Walser, edition fink, 2004, Zürich